

strophe als Portentum vielleicht eingehändigt sein kann, daß sie aber mit absoluter Sicherheit als realer Vorfall — mit allen unangenehmen Folgen — an die Reichsregierung schnellstens gemeldet worden ist. Diese Schlußfolgerung impliziert, daß irgendeine Meldung über diese Geschehnisse dem Verfasser des Han shu vorgelegen hat, und es ist anzunehmen, daß er sie in seiner Arbeit erwähnt hat. Daß diese Erwähnung im heutigen Text des Han shu fehlt, kann deshalb m. E. nur dadurch erklärt werden, daß dieser immerhin mehr als 1800 Jahre alte Text hier eine Lücke aufweist, wenn man nicht die andere Lösung bevorzugt, nämlich, daß die Überschwemmung nicht so katastrophal war wie Verf. vermutet. Ich persönlich möchte für die erste Lösung optieren.

Diese lange Auseinandersetzung mit Verf. über die Probleme, die mit den Vorzeichen und ihrer Bewertung zusammenhängen, beeinträchtigt in keiner Weise den hohen Wert, den ich dieser Arbeit als Ganzem beilege. Verf.s historiographische Untersuchungen sind von größter Wichtigkeit, während seine Behandlung der mit Wang Mang zusammenhängenden Probleme uns Verf. als einen scharfsinnigen Historiker kennenlernen läßt. Es muß ihm eine Genugtuung gewesen sein, vor kurzem im Far Eastern Quarterly XV (1956), S. 414 bis 415, lesen zu können, daß eine chinesische Arbeit seinen Befund bestätigt. Ich sehe erwartungsvoll seinen weiteren Veröffentlichungen zur Geschichte der späteren Han-Zeit entgegen.

## Besprechungen

### Allgemeines

**Dölger, Franz Joseph: Leben und Werk.** Ein Gedenkblatt, hrsg. v. Th. Klauser. Münster: Aschendorff [1956]. 24 S. gr. 8° = Veröff. d. Franz Joseph Dölger-Instituts an der Rhein. Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn. DM 1.50. — Bespr. v. J. Irmscher, Berlin.

Die überkommenen Formen unserer Wissenschaftsorganisation haben dazu geführt, daß weit bis ins vergangene Jahrhundert hinein, aber teilweise sogar noch heute die ausgehende Antike, ihre Geschichte, Kultur und Literatur gewissermaßen in Ressorttrennung behandelt wurde: die profane Entwicklung war Sache der in der philosophischen Fakultät vertretenen Fächer, während alles, was sich auf das Christentum bezieht, in die Zuständigkeit der Theologen gehörte. Daß eine solche Aufteilung der historischen Wirklichkeit nicht gerecht wird und die Erfassung wesentlicher geschichtlicher Phänomene erschwert, wenn nicht unmöglich macht, braucht nicht erst bewiesen zu werden: aber es war eine schwere Aufgabe, jene in der Tradition von Jahrhunderten entstandene Kluft zu schließen, und sie ist, wie bereits bemerkt, durchaus noch nicht allenthalben gelöst<sup>1</sup>. Zu den

Bahnbrechern, die ungeachtet auch der Vorurteile, mit denen sie rechnen mußten, mutig über den Grenzgraben Brücken schlugen, gehört Franz Joseph Dölger, geboren am 18. Oktober 1879 zu Sulzbach am Main, gestorben am 17. Oktober 1940 als Ordinarius an der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Bonn.

Das Gedenkblatt, wie es der Herausgeber Theodor Klauser, Dölgers Bonner Amtsnachfolger, bescheiden nennt, umfaßt den Neudruck des Lebensbildes des Gelehrten, das Klauser im Historischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 61 (1941) 455 ff. veröffentlichte, sowie eine von Karl Baus zusammengestellte und durch ein Register in dankenswerter Weise erschlossene Bibliographia Doelgeriana. Es vermittelt einen lebendigen Eindruck von der Persönlichkeit Dölgers — der nach einem Diktum Michael Rostovtzeffs kein Historiker, sondern ein Antiquar, aber, wie wir hinzufügen dürfen, ein großer Antiquar gewesen ist — und seinem Werk: den fünf Bänden über das Fischsymbol mit dem Titel „ΙΧΘΥΣ“ (Rom, dann Münster 1910—1940), der von ihrem Herausgeber allein bestrittenen Zeitschrift „Antike und Christentum“ (6 Bände, Münster 1929—1950), deren Titel bereits Programm ist, dem von Dölger inaugurierten, wenngleich von anderen verwirklichten „Reallexikon für Antike und Christentum“ (Leipzig, jetzt Stuttgart seit 1941).

Es ist beruhigend zu wissen, daß das Erbe Franz Joseph Dölgers bei Theodor Klauser, dem Direktor des Franz-Joseph-Dölger-Instituts an der Universität Bonn, in guten Händen liegt<sup>1</sup>.

**Kuryłowicz, Jerzy: L'apophonie en indo-européen.** Wrocław: Zakład imienia Ossolińskich wydawnictwo polskiej akademii nauk [1956]. 430 S. gr. 8° = Prace Językoznawcze 9. z. 41.50. — Bespr. von Hermann Berger, München.

Wie alle Arbeiten des Verfassers bietet auch das vorliegende Buch eine Fülle neuer Ideen und scharfsinniger Theorien. Es behandelt in zehn umfangreichen Kapiteln nicht nur die grundsprachliche Entstehung des idg. qualitativen und quantitativen Ablauts, sondern auch seine lautliche und funktionelle Weiterentwicklung in den Einzelsprachen.

Am weitesten entfernt sich K. von den herkömmlichen Theorien im ersten, die Abtönung *e/o* behandelnden Kapitel (p. 36—96). Im Gegensatz zu Früheren verlegt K. ihre Entstehung nicht nach, sondern vor die des quantitativen Ablauts; der der eigentlichen „Schwundstufe“ vorangehende Reduktionsvokal der unbetonten Silben habe sich vor Liquiden und Nasalen in *o* verwandelt, und

mer das christliche Schrifttum ignorieren zu können glauben.

<sup>1</sup>) Von Franz Joseph Dölger zu unterscheiden ist sein Namensvetter, der Münchner Byzantinist Franz Dölger (geboren am 4. Oktober 1891 in Kleinwallstadt).

<sup>1</sup>) Man denke nur an die zahlreichen Darstellungen der Geschichte der antiken Literaturen, welche noch im-



dieser *o*-Laut sei dann zur zusätzlichen Scheidung von grammatischen Kategorien analogisch ausgedehnt worden. Dabei werden nur zwei Ausgangspunkte anerkannt: das Perfekt, das K. für ursprünglich identisch mit dem Mediaorist hält und bei dem der *o*-Vokalismus folglich zur lautlichen Kontrastierung dazu gedient habe (p. 41—48), und die Wurzelnomina vom Typus φλόξ: φλογός, von denen nicht nur alle anderen *o*-haltigen Nominaltypen wie τομός, τόμος (p. 76—79), τομή (p. 83—86), στρόφις (p. 81—82) sekundär abgeleitet sein sollen, sondern auch das idg. Kaus. \*loukéietī, das auf ein älteres Iterativ zurückgeführt wird (p. 86—94); in den Nomina mit *o*-haltigen Suffixen sei das in den schwachen Kasus entstandene *o* zur Scheidung der abgeleiteten Nomina (δότωρ von δίδωμι) von den unableitbaren (πατήρ) verwendet worden (p. 59—71). Die Schwierigkeiten der Theorie liegen vor allem im Chronologischen: wer den qualitativen Ablaut zeitlich vor den quantitativen verlegt, der seinerseits schon vor dem Ausscheiden der ersten Gruppen aus dem ursprachlichen Verband liegt, gerät damit in die allergraueste Vorzeit, und angesichts der Hilflosigkeit, mit der man auch weniger komplizierten Erscheinungen in modernen Sprachen gegenübersteht, wenn sie keine geschriebene Geschichte aufweisen, wird man eine solche Befragung der „internal evidence“ in einer nur erschlossenen Sprache für zwar stets erlaubt, aber nicht sehr erfolgversprechend halten; zumindest aber wird man verlangen, daß sich von der geforderten früheren phonetischen Verteilung noch ausreichende Reste finden. Das ist aber hier nicht der Fall; die Beschränkung auf die Stellung vor Sonanten findet sich nur noch (mittelbar) beim Themavokal des Verbums (λείπον, λείπομεν, \*λείποντι gegen λείπετε usw., p. 71—74), und hinsichtlich der Abhängigkeit vom Akzent müßten in den historischen Sprachen die alten Zustände geradezu auf den Kopf gestellt sein, da bei dem nachweislich grundsprachlichen Schwund des reduzierten Vokals vor Sonanten das *o* nach seiner analogischen Übertragung auf vollstufige Formen gerade in den Teilen des Paradigmas geschwunden sein müßte, in denen es eigentlich phonetisch berechtigt war. Das analogistische Prinzip scheint hier außerdem auch schon deswegen überfordert, weil phonologische Varianten in der Regel erst dann funktionell ausgewertet werden können, wenn die sie als solche kennzeichnenden Bedingungen verwischt sind; da dies aber nach unserer Kenntnis der Lage nicht der Fall war (der Akzent ist geblieben, die nachfolgenden Sonanten sind weder geschwunden noch mit anderen Lauten zusammengefallen), könnten als Angelpunkt der Ausbreitung des *o* sowohl im Perfekt als auch bei den Wurzelnomina nur die Wurzeln gedient haben, die wie \*ongʷ „salben“ bereits in der Vollstufe ein ursprüngliches *o* enthielten. Ihre Zahl ist, gemessen an den *e*-Wur-

zeln, in den historischen Sprachen verschwindend gering, sie könnten freilich in prähistorischer Zeit eine viel größere Rolle gespielt haben. Aber nicht die Möglichkeit (die jedermann zugeben wird), sondern die Beweisbarkeit ist hier das Fragliche; möglicherweise stehen wir hier bereits an dem Punkt, an dem der ungeheure Zeitabstand und das Fehlen zahlreicher Zwischenglieder ein auch durch den größten Scharfsinn nicht überwindbares Hindernis darbietet.

Wie sehr die Plausibilität einer analogischen Erklärung von der Kenntnis des Umfangs bzw. des semantischen Gewichts der als Vorbilder in Anspruch genommenen Formen im Zeitpunkt der Umbildung abhängt, zeigen deutlich die Ausführungen über *a* als Ablautsvokal in dem Kapitel über die spätere Entwicklung der Schwundstufe (p. 174—187). K. zeigt darin, daß in den „langues méridionales“, unter denen er das Lat., das Griech. und das Kelt. zusammenfaßt, nach der Proportion *dhē*: *dha* (< \**dh₂*) zunächst zu *TRē* ein *TRA* gebildet wurde (lat. *ratus* zu *rēri*), dann dieselbe Scheidung zunächst auf die Samprasāraṇa-Wurzeln (gr. φλέγω: lat. *flagrāre*), dann auf alle anderen Wurzeln übertragen wurde (lat. *sedeo*: air. *saidim*). Auch hier ist die angenommene Ausgangsbasis nicht sehr breit, aber von nachweislichem Gewicht: formell handelt es sich bei den Vorbildern um die langvokalisch auslautenden Wurzeln, in Wahrheit sicher aber nur um die Dreiheit *dhē*, *dō*, *stā*, die ihre zentrale Stellung in fast allen idg. Sprachen bis heute erhalten hat und der man daher rückhaltlos den Anstoß zu einem sekundären *a*—*e*-Ablaut zutrauen kann. Das Kapitel darüber ist sicher das Glanzstück des Abschnittes über die Schwundstufe, nicht nur weil es mit einem Schlage eine Reihe von bisher ungeklärten Ablautschwierigkeiten löst, sondern auch weil es einen entscheidenden Beitrag liefert zu der viel diskutierten, aber greifbaren Ergebnissen noch recht ferne stehenden Frage nach den sekundären Beziehungen der idg. Gruppen zueinander, die nach der ersten Aufspaltung der Grundsprache, aber vor der wohlabgegrenzten Trennung der Einzelsprachen in historischer Zeit liegen. Die von K. selbst noch mit Vorbehalt daran angeschlossene Vermutung, *a* sei außer im Anlaut im Idg. stets unursprünglich und beruhe auf Entlehnung aus Nachbarsprachen oder -dialekten (p. 187—195), mag zunächst zum Widerspruch reizen, aber wohl nur deshalb, weil man merkwürdigerweise in historischen Sprachen einen gewissen Prozentsatz von Fremdwörtern für ganz natürlich hält und ihr völliges Fehlen mit Befremden bemerken würde, bei der idg. Grundsprache aber alles aufbietet, um ihr völlige Fremdwortreinheit zu sichern. Daß es lohnender wäre, die idg. Wörter mit Inlauts-*a* einer dahingehenden Prüfung zu unterziehen, zeigt schon ein erster Griff in die von K. zusammengestellte Liste (p. 190—192 und 194—195). Bei idg. \**sal* „Salz“ darf an Möhls Vergleich mit den samojedischen Formen *ser*, *sear*, *si*



(< \*sal) erinnert werden<sup>1</sup>; auch bei dem von Conrady entdeckten Gleichklang von idg. \*ghans „Gans“ mit altchin. \*nganh, \*g'ans<sup>2</sup> braucht nicht unbedingt das Idg. der gebende Teil gewesen zu sein. Drei weitere *a*-Wörter zeigen eine auffallende Ähnlichkeit mit gleichbedeutenden in dem nicht-idg., genealogisch isolierten Jenissei-Ostjakischen, ohne daß man ungekünstelt eine Entlehnung aus benachbarten idg. Sprachen annehmen könnte: idg. \*salik, \*salk „Weide“ ~ jo. dälget, dólík, kott. tili < \*salik]-its, idg. \*sakso „Fels“ ~ jo. tās, älter čägs<sup>3</sup>, kott. šís „Stein“, idg. \*(d)akru „Träne“ < \*(d)akur (vgl. gr. νεῦρον ~ lat. nervus u. a.) ~ kott. theúr ds. < \*teč „Auge“ (heute tiš, vgl. jo. des, a noch in tačup „Augenwimper“) + ur „Wasser“.

Einen großen Fortschritt in der Ablautlehre bedeutet auch der Abschnitt über die Dehnstufe (p. 142—165), besonders die Erklärung der denominativen Vṛddhi (p. 147—159). Zweifellos bietet das Verhältnis schwundstufiges Wurzelnomen: vollstufige *o*-Ableitung, das sich nach der Durchführung der Schwundstufe im Paradigma der Wurzelnomina herausgebildet hatte und historisch noch in Fällen wie ai. yudh „Kampf“: yodha „kämpfend“ greifbar ist, dazu den besten Ausgangspunkt. Viel weniger überzeugend dagegen ist die analogische Entwicklung, durch die K. die einzelsprachlichen Systeme entstehen läßt. Die Annahme, man hätte nach \*luk: \*leuko durch Hinzufügung eines analogischen *e* zu \*ped ein \*peedo, > \*pēdo (gr. πῆδον) gebildet, ist phonologisch nur bei morenzählenden Sprachen, also dem Griech. und Ai. wahrscheinlich, woanders wird man mit dieser einfachen Addition kaum durchkommen. Bei den Belegen des German., wo der Typ eine viel größere Lebenskraft als in den übrigen Westsprachen bewiesen hat, fällt auf, daß der größte Teil von ihnen auf *a*-haltige Wörter entfällt: mhd. gruose zu gras, ahd. muor zu mari, nhd. Huhn zu Hahn u. a.<sup>4</sup>; das könnte einen auf den Gedanken bringen, daß hier als erste Vorbilder Wurzeln mit *a*<sub>2</sub> dienten, da ein älteres *Tea*<sub>2</sub>*T*:- *Tea*<sub>2</sub>*To*- später lautgesetzlich zu *TaT*:- *TāTo*- werden mußte. Die Annahme einer vom Indo-iran. unabhängigen, auf verschiedenen Vorbildern beruhenden Parallelentwicklung darf hier um so weniger befremden, als den Einzelsprachen jedes Mittel willkommen gewesen sein muß, um den bequemen, aber auf sonantenhaltige Wurzelformen beschränkten Ableitungstypus auch auf andere

Wurzelformen auszudehnen. Noch unannehbarer ist die Deutung, die K. für die spätere indische Entwicklung gibt: das Verhältnis *i*: *āi*, *u*: *āu* (statt älter *i*: *ai*, *u*: *au*) soll dadurch entstanden sein, daß man *ai* und *au* nach dem Sandhi-Gesetz vocalis ante vocalem als *ā* + *i*, *ā* + *u* interpretierte und daher das dem *r* entsprechende *ar* zu *ār* umgestaltete, später aber wegen *ār*: *r* zu *i/u* ein *āi/āu* bildete; das ist reine Buchstabenmathematik, die den sprachlichen Tatsachen sicher nicht gerecht wird. Besser ist es, von den Wurzeln mit *i* und *u* im Auslaut auszugehen, denen dadurch, daß diesen beiden Vokale im System je nach Stellung bald als Vokal, bald als Konsonant („Halbvokal“) fungierten, von vornherein eine morphologische Zweideutigkeit anhaftete. Es ist gut denkbar, daß man nach dem Verhältnis *TaT*:- *TāTa*- zunächst in *Tu*:- *Tava*, *Ti*:- *Taya*- (d. i. *Tāya*-, *Tāja*-) das zweite Glied in *Tāva*-, *Tāya*- (d. i. *Tāya*-, *Tāja*-) umbildete, dann aber, weil *āu/āi* mit *āv/āy* phonologisch und — vor der Einführung der rein frikativen Aussprache in *v* und *y* — wohl auch weitgehend phonetisch identisch war, nun zu *TuT*-/ *TiT*- analogisch *TāuTa*-/ *TāiTa*- bildete. Der gegen diese Deutung mögliche Einwand, daß es im Ai. überhaupt keine auf *-i/-u* auslautende Wurzelnomina mehr gibt (etwa \*śru- „das Hören“ zu śṛṇoti), besagt nicht viel angesichts der Tatsache, daß die Wurzelnomina zwar einerseits die älteste und im Idg. also verbreitetste Nominalbildung darstellten, im Ai. aber längst produktiven jüngeren Bildungen zu weichen begonnen hatten und ihre schrittweise Verdrängung aus dem Wortschatz naturgemäß bei den Wurzeln begann, die, wie die vokalisch auslautenden, Flexionsformen mit besonders geringem lautlichen Gewicht mit sich brachten (\*śrum, \*śroḥ usw.).

Die Deutung der denominativen Vṛddhi als unabhängige einzelsprachliche Neuerung bringt den großen Vorteil mit sich, daß ihre Ausbildung im Arischen mit einer analogischen Entwicklung identifiziert werden kann, die K. ganz getrennt davon behandeln muß: dem Ersatz von altem Ablauts-*o* durch *ā* (p. 321—338). Den naheliegenden Gedanken, daß es sich hier nicht, wie das „Brugmannsche Gesetz“ wollte, um einen phonetischen Vorgang, sondern wie bei der ersten Phase der Entwicklung der ar. Vṛddhi um einen analogischen „procès additif“ handelt, stützt K. bei den deverbale Nomina durch die schöne Beobachtung, daß die analogische Längung im RV fast nur bei den Oxytona, also der eigentlich produktiven Klasse vorkommt (*bhārā*, *kārā* usw.), nicht bei den barytonierten älteren Formen (*kṣāya*, *grābha* usw.) (p. 325). Da nun nach K. das Verhältnis \*luk:- \*leuko- als Urbild der Vṛddhi anzusehen ist, andererseits aber der τομός-Typ als *o*-Ableitung von Wurzelnomina gefaßt wird, kann einen bei dem lautlichen Zusammenfall des τομός-Typs mit dem λευκός-Typ im Arischen nur noch die vorgefaßte Meinung von dem idg. Alter der Vokaldehnungs-

<sup>1</sup>) MSL 7, 406.

<sup>2</sup>) Alte westöstliche Kulturwörter (= Berichte über d. Verh. der Sächs. Ak. d. Wss. zu Leipzig, Phil.-hist. Kl., 77. Bd., 1925, 3. Heft) p. 13 ff.

<sup>3</sup>) Bei Klaproth, Asia polyglotta (1823) (geschrieben čügs, d. i. \*čägs). Die übrigen Formen nach Castrén, Versuch einer jenissei-ostjakischen und kottischen Sprachlehre (1858) in vereinfachter (phonologischer) Transkription.

<sup>4</sup>) Diese Beobachtung verdanke ich Prof. K. Hoffmann.



Vṛddhi dazu bringen, die beiden Vorgänge künstlich voneinander zu trennen. Die Frage, warum dann die erst indische Einführung der Langdiphthonge nicht wie bei den Denominativen vom Typus *Vaiśvānarā* auch bei den *a*-Nomina (\**bhaidā* statt *bhedā*) und im Kaus. (\**raucāyati* statt *rocāyati*) stattgefunden hat, läßt sich mit dem Hinweis auf den ursprünglichen Geltungsbereich der denominativen Vṛddhi beantworten; ein erster Blick auf die vedischen Belege zeigt nämlich schon, daß der überwiegende Anteil auf Eigennamen und semantisch nahestehende Nomina entfällt. Hier lagen aber besondere Bedingungen vor: während sich die finiten Verben, zu denen die *a*-Nomina und Kausative gehörten, in festen Ablautstypen bewegten, mußte man sich bei den lautlich ungebundenen, weitgehend Zufälligkeiten unterworfenen Eigennamen durch einen festumrissenen Sonderstyp schützen; man konnte sich beispielsweise bei *Durgāha* mit \**Dorgahā* (belegt *Daugahā*), aber bei *Rebhā* nicht mehr mit \**Rēbha* (belegt *Raibha*) begnügen, denn der ohnehin in fortschreitender Schwächung begriffene Akzent reichte gerade bei den Eigennamen, bei denen er auch noch durch das expressive Moment immer wieder in seiner Regelmäßigkeit beeinträchtigt wurde, auf die Dauer nicht mehr zur ausschließlichen Differenzierung aus.

Auch bei der zweiten dehnstufigen Kategorie, dem *s*-Aorist (p. 159–165), kann die Erklärung K.s beibehalten werden, wenn man sie in der beschriebenen Weise leicht abändert; man braucht nur anzunehmen, daß die Analogie im Ai. nicht vom *s*-, sondern vom *iṣ*-Aorist ausging und der Typus *arautsam* nach *apāviṣam*, dieser wiederum nach *asādiṣam* gebildet ist. Der Typus *asādiṣam* aber ist wieder nicht grundsprachlich, sondern wie bei der denominativen Vṛddhi müssen hier die entsprechenden lat. und ksl. Formen (*tegō: tēxi* bzw. *nesq: nēsš*) dem Einfluß *ə*-haltiger Wurzeln zugeschrieben werden, wobei im Lat. auch noch Paare wie *sentiō: sēnsī*, wo die Dehnung im Perfekt lautgesetzlich eingetreten ist<sup>1</sup>, mitgewirkt haben können; im Griech. war sie nie vorhanden, so daß K.s ohnehin recht papierne Erklärung für ihr Fehlen (p. 272–275) hinfällig wird. Für die dritte dehnstufige Form, den Nom. sg. der Konsonantenstämme, hält K. gleich zwei neue Erklärungen bereit. Davon schließt sich die eine (p. 145 bis 146) eng die der beiden anderen dehnstufigen Kategorien an (\**pēds* — \**pedós* nach \**leuks* — *lukós*) und scheint schon deswegen der anderen (p. 143–145) vorzuziehen zu sein, die von der unbeweisbaren phonologischen Regelung des Idg. ausgeht, *ēr* sei vor Konsonant und im Auslaut nicht zugelassen gewesen, so daß das *-er-* der starken Kasus phonologisch zweideutig war und man deshalb in den Stämmen auf Verschlußlaut

und *s*, später nach der Aufhebung dieser Beschränkung auch in den *r*-Stämmen, im Nom. sg. zur Differenzierung gegenüber den anderen starken Kasus die Länge eingeführt habe, während die ältere normalstufige Form im Vok. weiterlebe. Es gibt aber noch eine dritte Möglichkeit der Erklärung, die an eine genaue Parallele in einer Einzelsprache anknüpfen kann. Daß man das Verhältnis ai. *gīr: girāh*, wo deskriptiv gesehen zweifelsohne auch ein dehnstufiger Nom. sg. vorliegt, noch nicht mit ai. *pād: padāh* ~ gr. (dor.) *πῶς: ποδός* usw. in Verbindung gebracht hat, liegt daran, daß die Opposition auf einer rein innerindischen Lautentwicklung beruht; das Verhältnis ist dasselbe wie das von *tīrnā* zu *tirāti*. Aber eine Analogie zu prähistorischen Formen ergibt sich, wenn man sich den Wandel *ṛā > ira* bzw. *ṛāT > īrT* bzw. *ūrT*, was bisher niemand getan hat, phonetisch klarmacht. Das naheliegendste ist doch, die gemeinsame Vokalfarbe durch ein gemeinsames Übergangsstadium, nämlich \**tīrṇāti*: \**tīrṇā*, zu erklären; dann ist aber die Länge des Vokals in *tīrnā* nur dann verständlich, wenn man die Form auf ein \**tīrṇā* zurückführt, in dem eine Metathese von *ṛ* und *r* stattgefunden hatte. Die vermutete Umstellung ist phonetisch sehr wahrscheinlich, da Kontaktmetathese in erster Linie Laute trifft, die verschiedenen Artikulationsorganen angehören und sich daher überschneiden können, wie z. B. *h* und Nasal in päli *jimha* < ai. *jihma*, oder *h* und *v* in päli *jivhā* < ai. *jihvā*, oder *u* und *r* in gr. *νεῦρον* neben lat. *nervus*; für die Laryngale erweisen eine besondere Neigung auch noch die Fälle mit regelrechtem Umspringen, z. B. ai. *khānati* < \**kanṇati*, gr. *ἔως* < \**ausōs* (p. 377 A. 25 bei K.)<sup>1</sup>. Auch der von K. in seinen morphologischen Konsequenzen ausführlich gewürdigte, aber gleichfalls nicht phonetisch erklärte Ablaut *TeRu/TeRi: TRū/TRī* (p. 122–130) läßt sich doch kaum anders als durch Metathese-Varianten *TeRāu/TeRāi: TRuṛ/TRiṛ* erklären. Es ist daher gut denkbar, daß dem Verhältnis ai. *gīr, gīrśū, gīrbhīh: girāh, giri* usw. < \**giār* (\**giārs*?), \**giārsū, \*giārbhīs: \*giārs, \*giāi* bereits ein ähnliches, genetisch davon ganz unabhängiges vorindisches, etwa \**bhoārs: \*bhorāós* (gr. *φῶρ: \*φορός*, hist. *φωρός*), vorangegangen ist und die es vor dem Typus *gīr: girāh* auszeichnende Festlegung der Dehnung auf den Nom.-Akk. sowie die Ausdehnung auf andere als *r*-Stämme das Ergebnis sekundärer Analogie darstellt. Diese laryngalistische Erklärung hat vor den anderen den Vorzug, daß sie endgültig den Ansatz langer Vokale für die Grundsprache erübrigt<sup>2</sup>, dabei aber wenigstens schon die Ansätze dieser Kategorie in idg. Zeit verlegt.

<sup>1</sup>) „Laryngal“ hier im weiteren, allgemein-phonetischen Sinne.

<sup>2</sup>) K. selbst noch „... nous ne savons pas si toutes les longues originaires proviennent de contractions (d. h. von kurzem Vokal + ə)“ (p. 143).

<sup>1</sup>) F. Sommer, Handbuch der lat. Laut- und Formenlehre p. 120 und 556.



Die Lektüre des Buches ist nicht leicht und wird für den in der herkömmlichen Terminologie Aufgewachsenen noch zusätzlich erschwert durch die strukturalistische Sprache, in die K. weite Teile davon übersetzen zu müssen glaubte; aber sie lohnt sich auch für den in wesentlichen Punkten Andersdenkenden, da das Werk außer seinen konkreten Einzelergebnissen, von denen hier nur die wichtigsten, das Hauptanliegen des Buches betreffenden kritisch erörtert werden konnten<sup>1</sup>, auch methodisch Interessantes bietet. Der gelegentlich spürbare Mangel einer allzu schematischen Handhabung der Lautgesetze wird vielfach aufgewogen durch ein ausgeprägtes chronologisches Denken, das nicht nur der Grundsprache, sondern auch allen bis zur historischen Bezeugung liegenden Übergangsstufen das Streben nach Systembildung zuerkennt und im gegebenen Falle auch nicht davor zurückschreckt, zwei einander äußerlich völlig gleiche Formtypen — wie z. B. das balt.-slav. und das ar. Kaus. (ksl. *plaviti* — ai. *plāvayati* usw., p. 325) — genetisch voneinander zu trennen. Auch bleibt K. bei aller Neigung zu kühnen Hypothesen stets ein scharfer Beobachter; die oft ganz beiläufig angeführten Tatsachen allein würden dem Buch schon seinen Wert verleihen, auch wenn sich alle darauf aufgebauten Theorien als vorläufig erweisen sollten.

**Sebestyén, Irene: Beiträge zum Problem der protolappischen Sprache.** S.-A. aus Acta Linguistica III, 3/4. S. 291—322. Budapest: Magyar Tudományos Akadémia 1953. — Bespr. von K. Bouda, Altenberg.

Unter dem hypothetischen Terminus „protolappisch“ versteht man eine sprachliche Schicht des Lappischen, die älter ist als die finnisch-ugrische. Verfasserin berichtet über die bisherigen einschlägigen Forschungen der Anthropologen und Linguisten. Die Anthropologen haben festgestellt, daß die Lappen einer anderen Rasse angehören als die Finnen: diese Tatsache wird oft als Musterbeispiel dafür zitiert, daß Sprachverwandtschaft und Rassenverwandtschaft nichts miteinander zu tun haben. Die Linguisten haben nach vielfachen Untersuchungen vermutet, die Vorfahren der heutigen Lappen hätten eine samojedische Sprache gesprochen. Da das Lappische jedoch auf seiner Wanderung nach Westen, vielleicht schon in wolga-finnischer Zeit, mit finnisch-ugrischen Stämmen in Berührung kam, woraus sich seine gegenwärtige Sprachform, die dem Ostseefinnischen, Mordwinischen und Tscheremissischen nahesteht, erklärt,

<sup>1</sup>) Es enthält außerdem detaillierte Ausführungen über die einzelsprachliche Entwicklung der Schwundstufe (p. 166—263), über die sprachlichen Grundlagen der metrischen Dehnung bei Homer (p. 276—285) und im Rigveda (p. 338—355), einen Anhang über die idg. Gutturalreihen (p. 356—375) und die *Tenuis aspiratae* (p. 375—382) und wichtige Beiträge zur Verbalmorphologie (p. 24—35, 41—44, 86—94) und Nominalstambildung (1. Teil passim).

hat man einen Sprachtausch, einen Sprachwechsel angenommen. Verfasserin, die den Ergebnissen der Untersuchungen namentlich der finnischen Gelehrten Ravila und Toivonen in dieser Hinsicht zustimmt, steuert zu den bisher bekannten Etymologien 28 neue Wortgleichungen bei, 7 lappisch-samojedische, im übrigen lappisch-ugrische, nämlich 4 lappisch-ugrische, 5 lappisch-wogulische und 12 lappisch-ungarische. Dazu kommt ein konditionales Element, das dem Lappischen und Samojedischen gemeinsam ist. Verfasserin berichtet ferner ausführlich über die Meinung Toivonens, daß der bekannte Stufenwechsel eine lappisch-samojedische Besonderheit sei, die das Vorfinnische übernommen hätte, es ist aber nicht ersichtlich, ob sie dieser Meinung zustimmt. Den Abschluß bildet eine Untersuchung der Kongruenz des Attributs und seines Hauptworts im Samojedischen, Finnischen usw., wobei die Stellung, die appositionellen Fügungen und die Determination eine wichtige Rolle spielen. Verfasserin ist der Meinung, daß die im Finnischen wohlbekannte Kongruenz auf samojedischem Einfluß beruht. Die frühere Ansicht, sie stamme aus indoeuropäischem (germanischem oder baltischem) Einfluß, wird m. E. mit Recht abgelehnt. Diese Erscheinung ist übrigens in Nord-urasien weiter verbreitet, vgl. Bouda, Die Kongruenz im Tungusischen, IF 60, 14ff.

Die wertvolle, lehrreiche Abhandlung hat erfolgreich dazu beigetragen, die Beziehungen des Lappischen zum Samojedischen und Ugrischen zu klären. Ob man aber der Hypothese eines Sprachtausches zustimmen kann, ist zweifelhaft. Collinder sagt in der zusammenfassenden Stellungnahme am Ende seiner Abhandlung Proto-Lappish and Samoyed, Uppsala Universitets Årsskrift 1954: 10, die die Verfasserin noch nicht hat benutzen können, auf S. 116: „But apart from loan-words, nothing in the vocabulary of the Lappish language gives evidence of a *substratum*“ und „there is no linguistic evidence to support the theory that the Lapps once exchanged their primordial vernacular for a Fenno-Ugric idiom“.

### Ägyptologie

**Edel, Elmar: Altägyptische Grammatik. I.** Rom: Pontificum Institutum Biblicum 1955. XLIV, 397, 15\* S. 4<sup>o</sup> = *Analecta Orientalia. Commentationes Scientifical de Rebus Orientis Antiqui* 34. Lire 12.000.— (\$ 20.—). Bespr. v. R. O. Faulkner, Woodbridge.

Ever since the first appearance of Sir Alan Gardiner's 'Egyptian Grammar' showed what scholarship could make of a single phase of the long history of the Ancient Egyptian language, the need has been felt for specialized studies of other phases of Egyptian. Leaving aside Demotic and Coptic, we received in 1933 the valuable, if not entirely perfect, second edition of Professor Erman's 'Neu-ägyptische Grammatik', but Old Egyptian has had